

# Die Kette West

Nr. 14

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

## Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Polenz.

XIII.

Eines Tages wurde dem Büttnerbauer ein Schreiben vom Amtsgericht zugestellt. Es war ein Zahlungsbefehl. Das Gesuch dazu war von Ernst Kaschel gestellt, welcher Zahlung seiner siebenhundert Mark nebst Zinsen und Kosten verlangte, widrigenfalls er mit Zwangsvollstreckung drohte.

Die Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl ein. Trotz seiner mangelhaften Kenntniß von der Rechtspflege begriff der alte Mann doch sofort, was das zu bedeuten habe. Nun stand es fest, daß Kaschel-ernst seinen Untergang wollte; dies hier war die Waffe, mit der er ihm auf den Leib rückte. Zwangsvollstreckung und in letzter Linie Zwangsversteigerung des Gutes, darauf hatte der Kretschamwirth es abgesehen.

Der Büttnerbauer hatte in seinem Leben mehr als ein Gut der Nachbarschaft unter dem Hammer weggehen sehen. Manchen Bauern hatte er gekannt, der als wohlhabender Mann angefangen und schließlich mit dem weißen Stabe in der Hand aus dem Hofe geschritten war. Zwangsversteigerung! Der Gedanke daran konnte Einem das Blut in den Adern gerinnen machen. Das war das Ende von Allem! Der Bauer, dem das geschah, war gestrichen aus der Liste der Lebenden, losgerissen von seinem Gute, ausgerodet, hinausgeworfen auf die Landstraße, wie man ein Unkraut aus dem Acker raust und über den Jaun wirft.

Gustav war der Einzige von der ganzen Familie, mit dem der Bauer von diesem neuesten Unglück sprach. Gustav sah sofort die Gefährlichkeit der Lage ein. Er sagte sich, daß etwas geschehen müsse, um die angedrohte Maßregel zu verhindern. Zunächst schien es immer noch das Vernünftigste, mit Kaschel-ernst selbst Mißsprache zu nehmen. Am Ende ließ er sich doch dazu bringen, Stundung zu gewähren, vor Allem, wenn man ihm vorstellte, daß er sein Geld bei einer Zwangsvollstreckung kaum herausbekommen und im Falle der Versteigerung sogar gänzlich einbüßen werde. Dadurch gewann man Frist, und währenddessen gelang es vielleicht, von anderer Seite Hilfe zu schaffen.

Gustav ging also noch am selben Morgen, als die Urkunde vom Gericht eingetroffen war, nach dem Kretscham. Leicht wurde ihm der Gang nicht. Er würde bitten müssen, auf alle Fälle sich demüthigen vor den Verwandten. Dabei war ihm die ganze Familie widerlich. Seinen Onkel Kaschel hatte er nie ausstehen mögen. Wenn er an seine Kousine Ottilie dachte, hätte ihm übel werden können. Und auch mit seinem Vetter Richard stand er auf gespanntem Fuße, seit er ihn, als Jungen, einmal

windelweich geprügelt. Gustav hatte den Vetter nämlich dabei überrascht, wie er mit dem Pustrohre nach einem Huhn schoß, das er als lebendige Zielscheibe an einen Baum angebunden hatte. Diese Bückung hatte Richard Kaschel wohl nicht so leicht vergessen.

Gustav traf in der Schänkstube seine Kousine Ottilie. Er fragte sie ohne Umschweife nach dem Vater. Der sei im Keller mit Richard und ziehe Bier ab, erklärte das Mädchen, verlegen sichernd. Dann bat sie den Vetter, doch in's gute Zimmer zu treten. Dieser Raum lag neben der großen Gaststube und unterschied sich von ihr in seiner Ausstattung eigentlich nur durch ein Paar schlechter Delbrude, welche den Kaiser und die Kaiserin darstellten.

Hier mußte Gustav Platz nehmen. Ottilie war übergeschäftigt um ihn bemüht, ihm einen Stuhl zurechtzurücken und den Tisch vor ihm mit einem Tuche abzuwischen. Dabei blinzelte sie den Vetter mit vielsagendem Lächeln von der Seite an. Er sei von der Stadt her verwöhnt, zirpte sie mit erkünstelt hoher Stimme, aber er müsse eben hier vorlieb nehmen mit dem, was er vorfände. Es sei doch recht langweilig in Halbenau. Warum sich denn der Vetter nicht öfter mal blicken lasse? Und zum Tanze sei er noch garnicht gesehen worden im Kretscham. Die Mädchen hier seien ihm wohl nicht fein genug?

Gustav antwortete kaum auf ihre Bemerkungen. Er witterte etwas von Eifersucht in dem Wesen der Kousine. Hübsch war sie nicht, mit ihrem Kropfanasatz, der langen überbauten Figur und dem schiefen Munde, der neuerdings eine Zahnücke aufwies. Doch dafür konnte sie schließlich nichts. Aber was für eine Schlumpe sie war! So herumzulaufen! Mit zerrissenen Strümpfen, zerschlossener Taille und ungemachtem Haar. Und so was wollte die reichste Erbin in Halbenau sein. Gustav stellte unwillkürlich Vergleiche an zwischen ihrer Schmutzdelei und der Sauberkeit, die stets um Pauline herrschte.

Ottilie ließ plötzlich hinsans. Er glaubte, es sei, um den Vater herbeizuholen. Eine ganze Weile hatte er zu warten. Dann kam das Mädchen zurück, aber ohne den Wirth. Sie brachte vielmehr ein Brett mit Frühstück darauf. Da waren verschiedene Flaschen und Schüsseln. Freundlich lächelnd setzte sie das vor den Vetter hin.

Gustav war ärgerlich. Zwar ein Kostverächter war er nie gewesen, und bei den Eltern ging es neuerdings schmal genug her; ein Frühstück nahm er immer gern an. Aber von Der hier bewirthet zu werden, das paßte ihm ganz und garnicht. Ihr Anblick konnte ihm jeden Appetit verderben.

Ottilie schien den Widerwillen nicht zu bemerken,

den sie einflüßte. Sie schenkte ein, zunächst ein Glas Bier, neben das sie noch, zur Auswahl, ein kleineres Glas mit röthlichem Inhalt stellte. Dann setzte sie sich ihm gegenüber an den Tisch und sah ihm zu, wie er aß und trank, mit dem Ausdrucke innigster Befriedigung in ihren Zügen.

Es entging ihm nicht, daß sie sich inzwischen eine andere Taille angezogen hatte. Er mußte unwillkürlich lächeln über so viel verlorene Mühe. Schöner sah sie in dem roth und gelb gemusterten Zeuge auch nicht aus, mit ihrer flachen Brust und der gelblichen Hautfarbe. Das Mädchen that sein Möglichstes, um den Vetter zum Zulangen zu bringen. Nach jedem Schlucke, den er nahm, schenkte sie nach, so daß der Inhalt des Glases niemals abnahm.

Gustavs gesunder Appetit hatte bald den anfänglichen Widerwillen überwunden. Zudem fragte er sich, warum er die Thorheit dieses Frauenzimmers nicht ausnützen solle. Er ließ sich seines Onkels Bier, Schnaps und Schinken gut schmecken.

Als er sich so weit gesättigt hatte, daß er nicht mehr im Stande war, noch einen Bissen herunterzubringen, schob er den Teller von sich. Ottilie sprang auf, holte Zigarren und bramte ihm eigenhändig eine an.

Er bat sie, daß sie nun den Vater aus dem Keller holen möge. Sie meinte darauf, das habe ja noch Zeit. Man habe sich doch so Mancherlei zu erzählen, wenn man sich so lange nicht gesehen. Dabei wechselte sie den Platz, setzte sich an seine Seite. Das wurde ihm doch zu viel des Guten. Es bedurfte einer sehr energischen Aufforderung von seiner Seite, daß sie sich bewegen fühlte, endlich den Vater herbeizurufen.

Der Wirth erschien, wie gewöhnlich, in Pantoffeln, die Zipfelmüße auf dem Kopfe, die Hände unter der blauen Schürze. Hinter ihm sein Sohn wußte die Haltung des Vaters vortrefflich nachzuahmen. Nach Kaschel'scher Art begrüßten sie Gustav mit Nicken und Grinsen, das sich bei jedem Worte, das gesprochen wurde, erneuerte.

„Ottilie! Ich nahm o Genen!“ rief der Wirth. „Nun an Bierabziehen kann es schon warm warn. Newohr, Richard?“

Der Sohn seigte dummdreist und schielte falsch verlegen nach dem Vetter hin. Er mochte an die Lektion denken, die er von dem einstmals empfangen hatte.

Gustav, um etwas zu sagen, fragte, ob Richard nicht bald zu den Soldaten müsse. Da erhellten sich die Gesichter von Vater und Sohn gleichzeitig. Der Alte meinte schmunzelnd: „Ar ist frei gekommen. Zu ju! Richard is militärfrei!“ Gustav sprach seine Vermunderung darüber aus, Richard habe doch

seines Wissens kein Gebrechen. „Nu, mir wußten och nicht dervon, solange. Aber der Herr Oberstabsarzt meente, er hätte Krampfadern am linken Beene. Zu ju! Krampfadern thaten se's heeßen. Newohr, Richard? Und da wurd' r zurücke geseelt. Nu, ich ha' natürlisch nicht ne dabergegen, und der Junge erscht recht ne. Newohr, Richard?“ Der alte Kaschel schüttelte sich vor Lachen. Er schien es für einen besonders genialen Streich seines Sohnes anzusehen, daß er in Folge seiner Krampfadern militärnützlich war. Gustav hätte gern offen heraus gesagt, was ihm auf der Zunge lag, daß dem Bengel die militärische Zucht gewiß recht gut gethan haben würde, aber er unterdrückte die Bemerkung. Er hütete sich, in diesem Augenblicke etwas zu äußern, was den Onkel hätte verdrießen können. Er war ja als Bittsteller hierhergekommen.

Er begann nunmehr mit seinem Anliegen heranzurücken. Sobald der Onkel merkte, daß von Geschäften gesprochen werden sollte, schickte er Ottilien aus dem Zimmer. Zu Gustav's Verdrusse blieb aber Richard anwesend. Gustav saß an der breiten Seite des Tisches, die beiden Kaschels ihm gegenüber. In den Angesichtern von Vater und Sohn, deren Nehmlichkeit hier, wo sie so dicht beieinander saßen, in unangenehmster Weise sich aufdrängte, lauerte die nämliche, unter blöder Mene verborgene, dreiste Schlantheit.

Sie ließen den Better reden. Lächelnd, hin und wieder mit den Augen zwinkernd, hörten sie sich seinen Bericht mit an. Gustav sprach mit Offenheit. Die mißliche Lage seines Vaters war ja doch nicht mehr zu verbergen. Er erklärte, daß, bestünde der Onkel auf seiner Forderung, der Bankrott des Bauern sicher wäre. Dann bat er den Onkel, sich noch zu gedulden. Die Zinsen seiner Forderung sollten pünktlich gezahlt werden, dafür wolle er sich persönlich verbürgen. Mit der Zeit würde man auch an ein Abzahlen des Kapitals gehen. Wenn der Onkel es aber zum Neuzerßen treibe, dann sei das Gut verloren und damit auch seine Forderung.

Gustav hatte sich das, was er sagen wollte, vorher wohl überlegt. Aber, wie das so geht, er sagte schließlich ganz andere Dinge und brauchte ganz andere Wendungen, als er beabsichtigt. Die Ruhe der Beiden, die ihn nicht mit einem Wort unterbrachen, warf ihm seinen ganzen Entwurf über den Haufen. Er hatte sich vorgenommen, mit Begeisterung zu sprechen, hatte den Onkel mit warmen Worten an das Familieninteresse mahnen wollen. Sollte denn dieses Gut, das so lange im Besitze der Familie gewesen, unter dem Hammer weggehen? Sollte der Bauer, als alter Mann, von Haus und Hof getrieben werden und mit seinem grauen Haar auf das Almosen der Gemeinde angewiesen sein? Das könne doch der Onkel nie und nimmer verantworten! Das werde er doch nicht mit ansehen wollen! Das sei man doch der Familie schuldig, solche Schmach zu verhindern. Er habe ja doch eine Tochter aus dem Büttner'schen Gute zur Frau gehabt; um des Andenkens der Verstorbenen willen möge er doch seine Hilfe nicht versagen! — So etwa hatte der junge Mann zu seinem Verwandten sprechen wollen.

Aber er fühlte es, diesen Mattengesichtern gegenüber, mit ihrer lauernden Bosheit, war jede Begeisterung weggeworfen. Durch jedes wärmere Wort mußte er sich lächerlich machen. Er merkte, wie er immer unsicherer wurde und wie der Widerwillen gegen das, was er sagte, ihm zum Halbe stieg. Was hatten denn diese Beiden da in Einem fort zu nicken, zu winken und mit den Augen zu zwinkern? Einer genau, wie der Andere, als bestände eine geheime Verbindung zwischen Vater und Sohn, als verstünden sie ihre Gedanken, ohne einander anzusehen. Sie belustigten sich wohl gar über ihn? Alles, was er hier vorbrachte, diente am Ende nur ihrer anmaßenden Schadenfreude zur willkommenen Nahrung!

Ziemlich unvermittelt fragte Gustav auf einmal, was der Onkel eigentlich bezwecke mit seiner Klüftung? Ob er es zur Subhastation des Bauerngutes treiben wolle, um das Gut dann selbst zu erstehen?

Kaschelerst wich dieser Frage aus, sich nach seiner Art hinter ein Lachen versteckend. Aber der Neffe ließ nicht locker diesmal. Weshalb er das Geld gekündigt und den Zahlungsbefehl veranlaßt habe, wolle er wissen. Das müsse seinen ganz besonderen Grund haben, denn der Onkel wisse recht gut, daß der Bauer im gegenwärtigen Augenblick nicht im Stande sei, ihn zu befriedigen.

Der Onkel fragte dagegen: ob das nicht sein gutes Recht sei? Kaschelerst war jetzt selbst aus seinem gewohnten Gleichmuth gekommen. Gustav sah ihn zum ersten Male aus der Rolle des harmlosen Biedermannes fallen.

Man war inzwischen auf beiden Seiten aufgestanden. Der Tisch befand sich noch immer zwischen Gustav und den Kaschels.

Gustav wiederholte noch einmal seine Frage, ob der Onkel den Zahlungsantrag zurückziehen wolle. „Ich war an Teufel thum!“ rief Kaschelerst protzig. Der Sohn sicherte dazu.

Gustav fühlte, daß er seine Wuth nicht länger bändigen könne. Er mußte irgend etwas thun, sich Luft zu verschaffen: die Beiden beleidigen, die Kränkung vergelten.

Er prekte die Stuhllehne vor sich zwischen seinen Fäusten. Jetzt hatte es keinen Sinn mehr, diesen hier seinen Haß zu verbergen. Mit bleichen Wangen und der keuchenden Stimme des aufsteigenden Jorns sagte er: „s is schon gut so! Ich hätt' mer's eegentlich denken können. Nu weeh ich's aber, wie's steht! Ihr steckt mit dem Harrasowiz unter eener Decke. Na, Ihr seid eene schöne Sorte Verwandte. Ich komme über Eure Schwelle nich mehr, davor seid'r sicher! Pfiu Euder über solches Paß. — Schamt Euch!“ — Damit ging er, auf seinem Wege durch das Zimmer an verschiedene Stühle und Tischlanten antretend.

Der Kreischamwirth lief dem Neffen nach. Von der Thür aus rief er hinter ihm drein: „Warte mal! Wart ad, Kleener! Ich ha' noch a Wörtel mit D'r. Wenn d'r und 'r denkt, Ihr kennt mich lapp'g machen, da seit'r an Falschen gerathen. Dei Vater is immer a Uchse gewast, ar hat keenen größern in seinen eegnen Stalle stiehn. Sichte dumme Karlen, die brauchen gar kee Bauerngut. Ob sei Guit ungeru Hammer kimmt, ob's d' Ihr alle zusamme betteln gihn mißt, das is mir ganz egal! Verredt Ihr meints wegen! Mit Euch ha'ch kee Mitleed — i.) ne!“

Gustav war schon außer Hörweite und vernahm die weiteren Schimpfreden nicht, die ihm der Onkel noch auf die Gasse nachrief.

\* \* \*

Gustav wollte, da er bei dem Kreischamwirth nichts ausgerichtet hatte, seinen Onkel Karl Leberecht Büttner auffuchen und dessen Hilfe anrufen. Freilich war dazu eine Eisenbahnfahrt von mehreren Stunden nöthig. Aber er meinte, diese Ausgabe nicht scheuen zu dürfen, denn es blieb thatsächlich die letzte Hoffnung. Der Onkel war wohlhabend; vielleicht konnte man ihn dazu bringen, etwas für seinen leiblichen Bruder zu thun.

Ehe Gustav die Garnison verlassen, hatte er sich noch einen Anzug von dunkelblauem Stoff anfertigen lassen. Pauline fand, daß ihm die neuen Kleider ausgezeichnet stünden. Auch einen ziemlich neuen Hut besaß er, und ein Paar Stiefeln, die noch nirgends gestickt waren. Er wollte bei den Verwandten in der Stadt nicht den Eindruck eines Bettlers machen. Sie sollten sehen, daß sie sich der in der Heimath zurückgebliebenen Familienglieder nicht zu schämen brauchten.

So trat er die Fahrt an. Angemeldet hatte er sich nicht bei den Verwandten, damit sie ihm nicht abschreiben konnten. Denn Gustav war dessen wohlbewußt, daß man ihm und den Seinen nicht allzu günstig gesinnt sei von jener Seite. Das hatte sich ja auch in der plötzlichen Kündigung der Hypothek, im Frühjahr, ausgesprochen.

Der alte Bauer hegte nicht die geringste Hoffnung, daß die Reise seines Sohnes irgend welchen Erfolg haben könne. Er hielt nicht viel von Karl Leberecht. Der Bruder war ihm im Alter am

nächsten gewesen von den Geschwistern. Sie hatten sich als Jungens stets in den Haaren gelegen. Karl Leberecht war lebhaft gewesen und gewekt, zu allerhand Streichen aufgelegt, ein „Sausewind und Würgebund“, wie ihn der Bauer noch jetzt zu bezeichnen pflegte, wenn er von dem jüngeren Bruder sprach. Gustav ließ sich jedoch durch das Abreden des Vaters nicht irre machen. Karl Leberecht mochte in der Jugend gewesen sein, wie er wollte, er hatte es jedenfalls zu etwas gebracht im Leben. Und er war und blieb auf alle Fälle der Bruder des Vaters. Vielleicht schlummerte der Familienstimm doch noch in ihm, und es bedurfte nur der richtigen Ansprache, um ihn zu wecken.

Aus dem Briefe, welchen damals der Better — der, wie er, den Namen Gustav trug — geschrieben hatte, erlah er, daß das Materialwaarengeschäft von Karl Leberecht Büttner und Sohn am Marktplatz gelegen war. Dorthin richtete Gustav also seine Schritte. Nach einigem Suchen fand er die Firma, die in goldenen Lettern auf schwarzem Untergrunde weithin leuchtend prangte.

Es war ein eigenes Gefühl für den jungen Menschen, seinen eigenen Namen auf dem prächtigen Schilde zu lesen. Gustav ging nicht sofort in den Laden hinein, eine geraume Weile betrachtete er sich erst das Geschäft von außen mit ehrfurchtsvoller Scheu. Das war ja viel größer und glänzender, als er sich's vorgestellt hatte.

Das Büttner'sche Geschäft bestand aus einem geräumigen Eckladen, der mit zwei Schaufenstern nach dem Markte hinaus blickte und außerdem noch mehrere kleinere Fenster nach einer Seitengasse hatte. Eine reiche Auswahl von Verkaufsartikeln lag da ausgestellt: Kaffee und Thee in Glasbüchsen, Seifen, Biscuits in Kästen, Lichte in Packeten, Süßfrüchte, Tabak, Bittualien aller Art, Spezereien, Drogen. In dem einen der vorderen Schaufenster saß ein Chinese, der mit dem Kopfe wackelte. Auf einem Plafate, welches Karawanenthees anpries, war ein Kameel abgebildet, von einem Araber geführt, auf dem Rücken einen mächtigen Berg von Kästen und Ballen tragend.

Gustav stand da, staunend. Obgleich er als Soldat mehrere Jahre in einer größeren Stadt kasernirt gewesen, war doch das Landkind lebendig in ihm geblieben. Alles Fremde, besonders wenn es unverständlich war, imponirte ihm gewaltig. Diese Schaufenster mit den vielen fremdartigen Dingen bestärkten ihn in der Vermuthung, daß der Onkel doch sehr reich sein müsse. Und wenn man bedachte: der Mann stammte aus Halbenau! Hatte das Vieh gehütet und Mist aufgeladen, wie jeder andere Bauernjunge. Dann war er davongelaufen, weil er's daheim nicht mehr ausgehalten; wohl hauptsächlich, weil sein Vater, der alte Leberecht, ihn nicht aufkommen lassen wollte neben dem älteren Bruder und Erben des Hofes. So war er denn in die Fremde gegangen, hatte alles Mögliche erlebt und erfahren, hatte die verschiedensten Lebensstellungen innegehabt. Markthelfer war er unter Anderem gewesen. Als solcher hatte er in ein Grünwaarengeschäft geheirathet und den Grund zu seinem Vermögen gelegt.

Ja, in der Stadt da konnte man es noch zu etwas bringen! In Gustav stieg ein bitteres Gefühl auf, als er sich hier umsah und das Leben und Treiben ringsum betrachtete: den Marktverkehr, die Häuserreihen, die glänzenden Läden. — Wenn man damit die Oede der dörflichen Heimath verglich! Er fühlte sich etwas herabgestimmt in seinem Selbstbewußtsein und seiner Zuversicht, trotz des neuen Anzugs. Die Verwandten würden ihn doch am Ende nicht als voll ansehen. — Nachdem er eine Weile vor dem Laden auf und ab gegangen, entschloß er sich schließlich doch, hineinzugehen.

Eine ganze Anzahl junger Leute war dort thätig. Der eine von ihnen, ein langer Schmächtiger mit einer Brille, fragte den Eintretenden, was zu Diensten stünde. Gustav nannte seinen Namen und sagte, daß er mit dem Onkel zu sprechen wünsche. Der junge Herr sah sich den Fremden daraufhin genauer mit forschenden Blicken durch seine Brillengläser an. Der Vater sei leider nicht im Laden, erklärte er.

Also das war der Better! Gustav maß den Mann, der seinen Namen trug, mit neugierigen Blicken. Ein ziemlich großer, hagerer Mensch von gebückter Haltung stand vor ihm. Dem Mann sah man es nicht an, daß sein Vater auf dem Lande geboren, daß alle seine Vatersvorfahren durch Jahrhunderte hinter dem Pfluge hergeschritten waren. Und doch war in dieser Schulmeisterscheinung eine gewisse Ähnlichkeit mit den Verwandten nicht zu verkennen. Die Stoppform, die großen Hände und Füße, der Haarwuchs erinnerten an die Böttners von Halbenau.

Zwischen den beiden Bettern gab es eine Verlegenheitspause. Sie waren durch das Gefühl bedrückt, in naher Blutsverbindung zu stehen und einander doch unendlich fremd zu sein. Man maß sich mit spähenden, misstrauischen Blicken und wußte einander nichts zu sagen. Gustav, der Bauerssohn, verachtete im Geheimen diesen dürren Bläuling, der Tag ein, Tag aus hinter dem Ladentisch stehen und die Kunden bedienen mußte. Aber seine Verachtung war dabei nicht ganz frei von einem gewissen Neid, den das Landkind der Ueberlegenheit des Städters gegenüber selten verwindet. Und Gustav, der Mitinhaber der Firma „Karl Leberecht Böttner und Sohn“, belächelte seinen Better vom Dorfe, mit den unbeholfenen Manieren.

Ein paar Leute vom Markt kamen herein, die bedient sein wollten. Nachdem die Kunden abgefertigt waren, schlug der Kaufmann seinem Better vor, in die Wohnung des Vaters zu gehen; der „Alte“ werde wohl zu Hause sein. Er gab ihm einen Lehrling mit, damit er den Weg finde. Unter Führung eines halbwichigen Böttners gelangte Gustav so zur Wohnung der Verwandten.

Mit dem Onkel fand sich Gustav schneller zurecht, als mit dem Better. Der Mann war wirklich sein Blutsverwandter. Der große, derbknochige Alte mit bartlos geröteten Gesicht und buschigem grauen Haar sah dem Böttnerbauer nicht unähnlich. Wäre nicht das gestickte Käppchen auf dem Kopfe, die Saffianpantoffeln und die Kleider von städtischem Schnitt gewesen, hätte man Karl Leberecht Böttner wohl für einen Halbenauer ansprechen können. In seinem Augenblinzeln und dem verschmitzten Lächeln kam die Bauernpöflichkeit zum Ausdruck. Auch in seiner Aussprache waren noch heimathliche Anklänge zu finden. Mit derber Herzlichkeit empfing er den Sohn seines Bruders.

Der Nefse wurde zum Niedersitzen aufgefordert, bekam ein Glas Wein vorgesetzt und mußte erzählen, zunächst über die Familie, sodann von anderen Leuten aus Halbenau, auf die sich der alte Mann noch besann. Freilich über Viele, nach denen der Onkel fragte, vermochte Gustav keine Auskunft zu geben; sie waren gestorben, weggezogen, verschollen.

Die Theilnahme, welche der Alte an den Tag legte für diese Dinge, stärkte Gustav's Zuversicht. Der Onkel hatte noch nicht allen Sinn für die Heimath verloren; soviel stand fest! Als der alte Mann sich nach der Lage des Gutes und der Wirthschaft erkundigte, benutzte Gustav die Gelegenheit, ihm die Noth zu eröffnen, in welcher sich sein Vater befand.

Karl Leberecht Böttner war sichtlich überrascht. Er schüttelte wiederholt den Kopf. „Na, sowas! Na, solche Sachen!“ war seine Rede. Daß es mit seinem Bruder nicht glänzend stehe, hatte er sich ja gedacht, aber daß es so schlimm sei! . . . Er senkte; sein Gesicht nahm einen trüben Ausdruck an.

Durch diese Anzeichen ermunthigt, rückte Gustav mit seinem Ansinnen heraus: der Onkel solle die eingeklagten siebzehnhundert Mark an Kaskelernst auszahlen und dafür dessen Hypothek übernehmen.

Karl Leberecht runzelte die Stirn, zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte starr vor sich hin, die Backen aufblasend — genau wie es der Böttnerbauer machte, wenn ihm etwas überraschend kam —, dann rückte er sich auf seinem Sitze zurecht, meinte, die Sache sei böse, ließ sich Gustav's Plan aber doch noch einmal auseinanderlegen.

Gustav sprach mit Lebhaftigkeit und Wärme. Er rebete Alles, was er auf dem Herzen hatte, herunter. Dem Onkel gegenüber wurde es ihm leicht, da stotte

ihm nicht das Wort auf der Zunge, wie neulich vor den Kaskels. Er bestürmte den alten Mann, er stellte ihm die Sache im günstigsten Lichte dar, und wunderte sich beim Sprechen selbst über die eindringlichen Worte, die er fand.

Der Alte fragte sich hinter dem Ohre, sprach von den schlechten Zeiten und meinte, er habe alles Geld im Geschäfte stecken; aber er lehnte nicht völlig ab. Seine Einwendungen wurden immer schwächer. Halb und halb schien er der Sache gewonnen.

Gustav frohlockte in seinem Inneren; nun glaubte er gewonnenes Spiel zu haben. Er beschloß, die Gunst der Lage auszunutzen, und bat den Onkel, auch die Zinsen und Kosten mit zu belegen.

Der Alte sagte nicht Ja und nicht Nein. Die Sache schien ihm Unruhe zu bereiten. Er lief im Zimmer umher, kraute sich den Kopf, rieb die großen Bauernfüße gegeneinander, fiel beim Sprechen unwillkürlich in den Dialekt seiner Jugend zurück; der deutlichste Beweis, daß er innerlich erregt war. „Ne ne! Su schnell geht das ne! Ihr denkt wohl uf'n Dorfe, wir hier in der Stadt, wir hätten's Geld wie Hei. Wenn's Euch schlacht giebt, mit uns sticht's erscht recht schlacht mit'n Geschäften. Wenn de Bauern, und se kommen nich in de Stadt zum Einkaufen, das merken mir gar sehre im Handel. Geld is gar keens da. Und nu gar ich! Wenn ich auch gerne mechte, und ich wollte Tranggotten helfen, kann ich denn, wie ich mechte? Unser Geschäft! — Nu ja, die Firma Böttner und Sohn kann sich sehen lassen.“

Hier machte er in seinem Mundgange Halt und fragte den Nefsen, ob er sich den Laden angesehen habe. Gustav bejahte und gab seiner Bewunderung unverhohlenen Ausdruck. Dem Alten that das sichtlich wohl, er schmunzelte über das ganze Gesicht. „Und da sollt'st De erscht mal unser Lager sahn!“ rief er. „Hernach, da wird'st De Maul und Nase uffreihen. Na, Gustav mag Dr's mal zeigen, 's Lager. Sowas giebt's in Halbenau freilich nich!“

(Fortsetzung folgt.)

## Hoffmann von Fallersleben.

Von Georg Hoffmann.

Johannes Scherr, der Literaturhistoriker, faßt das Wesen der Freiheitsdichtung aus den vierziger Jahren in folgende Worte zusammen: „Die politische Poesie der vierziger Jahre hat in Platen ihren Initiator (Aureger) zu erkennen, jene, den Ton der patriotischen Romantik in's modern Revolutionäre umstimmende politische Poesie, welche am populärsten durch den unerschöpflichen Liedersänger Hoffmann von Fallersleben gehandhabt wurde.“

Es traf Mancherlei zusammen, um aus der Fülle der Freiheitslieder jener Tage Hoffmann zum populärsten zu machen: Künstlerisches wie rein Persönliches, das an dem Namen Hoffmann haftet, der, als Einzelpersönlichkeit gefaßt, ganz gewiß origineller war, als seine Dichtung.

Hundert Jahre sind vergangen, seit Hoffmann zu Fallersleben, einem kleinen Ort an der braunschweigisch-hannoverschen Grenze geboren wurde (2. April 1798). Vieles, was seine Zeitgenossen an seiner Gestalt angeregt haben mochte, ist für ein junges, gänzlich anders geartetes Geschlecht nur mehr historisch zu begreifen. Die volle Romantik in der Erscheinung Hoffmann's, die bei ihm dreifach wiederkehrt, in seinen gelehrten Neigungen, in seinen Liebern und in seinem unsteten Wanderdasein selber, kann heute nicht mehr so unmittelbar wirken wie ehemals. Die gedankentiefere Lyrik Platen's, der feurigere politische Schwung Herwegh's, das stolze, wuchtige Pathos Freiligrath's, und die glänzend geistvollen Sarkasmen Heine's, sie sind uns insgesammt heute kulturgeschichtlich, sowie künstlerisch werthvoller, als die lebenswürdig sorglose Manier des fahrenden Poeten und Gelehrten Hoffmann von Fallersleben. Gegen die starken, schöpferischen Elemente aus der politisch-romantischen Zeit gehalten, verblaßt die Volksthümlichkeit von ehemals. In seinem gelehrten Fach, wie in seiner Kunst hat der feinfühligste Sammelgeist Hoffmann's

mehr Recht behalten, als seine eigentlich schöpferische Weise.

In seiner umfassenden Geschichte der modernen Malerei erwähnt Richard Muther auch die Wandlung, die sich im äußeren Gebahren unserer Künstler vollzogen hat. In unseren real-politischen Tagen suchen die Genies, die Künstler, sich nicht mehr wie eine eigene Bruderschaft von der übrigen Welt abzusondern. Die lange Mähne ist dem Scheermesser zum Opfer gefallen, und die Sammetjacke trägt höchstens noch ein eiler Photograph. Unsere Zeit hat auch hier demokratisirt.

Noch als echter romantischer Künstler fühlte sich Hoffmann von Fallersleben. Diese seine Romantik gab sich meist frei von gedenshaftem Spiel, und so mochte seine besondere persönliche Art schon inmitten einer Studentenschaft auffallen, die nach der napoleonischen Zeit sich gewiß in freien Burschenmanieren bis zum Ueberflang gefiel. Im Jahre 1819 lebte Hoffmann als Student in Bonn; dort schloß er sich an den jungen Heine, an den nachmaligen Franzosenfresser und Literaturhistoriker Wolfgang Menzel und andere junge Literaten an. In diesem Kreise selbst fiel die Sonderlingerscheinung des jungen Hoffmann auf. Er galt den Jünglingen wie das Urbild eines deutschen fahrenden Sängers und Redners; er kam ihnen vor, wie ein mittelalterlicher Troubadour; er führte den besonderen Beinamen „der Poet“.

Und das Persönliche in Hoffmann drang durch, trotzdem der junge Mann in Bonn alle Mühsal des proletarischen Studenten durchzukosten hatte und sich durch Unterrichten und ähnliche Beschäftigung erhalten mußte. Aber er blieb guter Dinge, abenteuerfroh wie der Fiedler in der romantischen Erzählung von Eichendorff, dem nichts gehört und die ganze Welt zugleich.

Ein Jahr vorher hatte entscheidend auf ihn einer der beiden „grimigen Brüder“, Jakob Grimm zu Kassel, eingewirkt.

Zwei Richtungen nahmen damals Einfluß auf Hoffmann's Seele. Noch wußte er nicht, ob er sich dem Studium der Antike, ob der heimischen Literatur zuwenden solle. Groß war noch die Wirksamkeit des Kunstästhetikers Windelmann; die kritischen Forschungen Lessing's, Goethe's italienische Fahrten, sie waren insgesammt ein vorherrschender Kulturfaktor in der deutschen Bildungsgeschichte. So wollte denn auch der junge Hoffmann anfangs sich dem Studium der klassisch-antiken Kunst widmen, nachdem er die Schulen in Helmstedt und Braunschweig besucht hatte. Zu diesem Behuf ging er nach Kassel, um die Sammlungen und das Museum dieser Residenzstadt kennen zu lernen. Hier war es, wo Jakob Grimm, der große Germanist, eine innere Umwälzung bei Hoffmann vorbereitete und ihn auf unsere heimischen, alten Sprachdenkmäler verwies.

Der Funke zündete. Das Studium der klassischen Antike ward aufgegeben, und der Weg, auf dem Hoffmann's romantische Neigungen sich entfalten konnten, gefunden.

Als Niederdeutscher wandte er sich zunächst dem verwandten Sprachelement zu. Er warf sich mit jungem, zähen Arbeitseifer auf altniederländische Literatur, und frühzeitig offenbarte sich nicht eine umfassende, wissenschaftlich-kombinatorische Gestaltungsgabe, aber ein ausgezeichnetes Spür- und Sammelsinn. So wurde er denn in den Niederlanden rasch bekannt, und von der Universität zu Leyden erhielt er den Dokortitel.

Der modernen sprachwissenschaftlichen Entwicklung konnte Hoffmann keine entscheidende Richtung geben. Einmal gestattete sein Wanderdasein nicht, daß er seine Kraft konzentrirte; sodann konnten ihm die modernen kritischen Methoden der Sprachwissenschaft unmöglich vertraut sein, wie einem naturwissenschaftlich vorgebildeten Manne der Gegenwart. Aber sein eminent künstlerischer Sinn wußte zu wägen und zu sichten, und so fügte er fleißig und mit sicherem Blick für das volksthümlich Gewordene, für das Naive in den Sprachdenkmälern und besonders im Volkslied Bausteine auf Bausteine zusammen, und das ist am Ende auch nicht wenig.

Als Sammler und Kenner des Volksliedes hat er denn auch eine erste Stellung behauptet, wenn vielleicht

auch der Vergleich mit dem einzig dastehenden Sammelwerk der Grimm'schen Märchen nicht ganz zutrifft. Aus dieser Lieblingsbeschäftigung erwuchs ihm in der Folge auch für seine Originalgedichte ein Vorzug, den man im Lied nicht hoch genug einschätzen kann, die Sangbarkeit, die Melodie der Sprache.

Von den Niederlanden wurde Hoffmann in jähem Umschwung, der für sein Lebensschicksal so charakteristisch ist, in den Osten Deutschlands verwiesen, wo deutsche und slavische Welt aneinander stoßen. Er kam nach Breslau zunächst als Custos der Universitätsbibliothek. 1835 wurde er Professor. Der nachmalige Romanschriftsteller Gustav Freytag wurde dort sein berühmtester Schüler.

Hoffmann hätte nicht der sorglos-romantische Geist, der fahrende Mann sein müssen, der er war, und er hätte bei der ruhigen Gelehrtenlaufbahn verbleiben können. Aber da kamen die vierziger Jahre mit ihrer Sehnsucht nach dem einigen und zugleich freien Deutschland. Auch Hoffmann's Mund ging von dem über, wessen sein Herz voll war, und so mußte er denn 1842 die Universität Breslau verlassen, nachdem in Hamburg seine unpolitischen Lieder herausgekommen waren, und nachdem auf Helgoland 1841 im August das populärste Lied Hoffmann's gedichtet war, das Heilslied der heutigen Nationalisten in Deutschland und Deutsch-Oesterreich: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt“, das nach der klassischen Weise von Haydn's österreichischer Kaiserhymne gesungen wird.

Hoffmann's politische Gefänge ermangeln nicht der Schärfe und gefunden Wises, aber Pracht, Größe und satirische Wucht gehen ihnen ab. Sie haben alle einen gemeinverständlichen, manchmal trivialen Zug; sie haften leicht im Gedächtniß und passen sich rasch dem Fassungsvermögen des Durchschnittslesers an, und da die schlagkräftige Phrase, das politische Epigramm, in der jungen Bewegung vor 1848 mehr gelten durfte, als heutzutage, so ist die Popularität gerade dieser romantisch-politischen Poesie wohl zu begreifen. Uebrigens wußte Hoffmann schon ganz klug gewisse liberalisirende Helben zu beurtheilen: „Alle Laubheit geht zu nichte und der Freisinn wird gestählt auf der Bierbank.“ Dieses Lied, den Madikalen der Bierbank gewidmet, spricht ziemlich deutlich.

Keiner an's Volksliedmäßige schließen sich die Kinderlieder Hoffmann's an. Sie sind denn auch lebendig geblieben, wo die politisch-romantische Poesie Hoffmann's meist in Anthologien welkt. Es ist ein kleines Genre, das Hoffmann da beackerte; aber in dem Genre hat er das Höchste aller Künstlerschaft erreicht: man hat über dem Werk den Meister vergessen. Diese Kinderlieder sind Musterbeispiele lebenswürdiger Naivetät und sie werden noch einer Reihe von Kindergeschlechtern sowohl nach der sinnigen als nach der heiteren Seite hin Erquickung bereiten.

Sie sind ein Labfal unter so manchem dürrschulmeisterlichen Zeug, das moralisirend unsere Schulbücher füllt. Sie sind absichts- und zwecklos, wie die Kinderphantasie selber. Und wer würde sich nicht froh gestimmt an den Wettgesang vom Stukut und dem Esel in der schönen Maienzeit erinnern, oder des Liedes gedenken: „Wer hat die schönsten Schäfchen? Die hat der gold'ne Mond.“

Das Jahr 1842 brachte einen Riß in Hoffmann's Leben. Trotz oder gerade wegen seiner

sehnüchtig deutschen Lieder mußte er Preußen verlassen und den Wandersteden auf's Neue ergreifen. Er war gefährlich geworden, ein Demagoge, ein Einheitschwärmer, und so wurde er nach und nach nach preussischem Muster aus einer hübschen Anzahl von Bundesstaaten ausgewiesen, bis er unter dem Ochsenkopf im Mecklenburgischen, also im reaktionärsten Staate Deutschlands, Duldung und Heimath fand.

Der Sturmwind von 1848 hatte Manches geklärt, und für Hoffmann winkten gleichfalls glücklichere Tage. Dem Fünzigjährigen wurde noch spätes Liebesglück zu Theil. Der Dichter verlobte sich mit einem schwärmerisch veranlagten jungen Mädchen, Ida zum Berge, die als seine Gattin für einige Zeit Sonne in das Leben des Unstäten brachte.

Karl Alexander von Weimar berief unseren Dichter nach seiner Residenz, wo er mit dem gefeierten Litzj bekannt wurde und seinen alten Studien wieder oblag. (Er gab das Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache heraus.) Allein der Unfriede

buntes Halstuch um den Hals, das Sammetwams zeigte die Spuren längeren Tragens, und die großen Fische steckten in derb genagelten Schuhen. Dem Wandersmann, der sich nur wenig gebüht hielt, und mit dem lang herabwallenden weißen Haar und der Neckengefialt jedes Mannes Aufmerksamkeit erregte, fehlte sogar der Knotenstock nicht; und auf dem Kopf, der halb verschmitzt, halb humoristisch wohlwollend ausah, trug er das Barett, die deutsche Mütze, wie sie auch Richard Wagner liebte. Er erzählte gerne allerlei Anekdoten derber Fraktur und lachte selber mit breitem Behagen darüber; und wenn er seine Gedichte vorlesen sollte, nahm er einen Paß nicht gerade reinlicher Blätter aus der Tasche und las daraus.

In seinem Vaterstädtchen Fallerleben, wonach er seinen Dichternamen trug, hat man seinem Andenken einen Stein gesetzt; und 1891 folgte man einer Anregung von Kasseler Bürgern und errichtete ihm zu Ehren auf Helgoland, wo sein „Deutschland, Deutschland“ entstand, ebenfalls einen Stein. Das Denkmal existirt aber nicht mehr. Es ist 1894 verschwunden.

So war Hoffmann von Fallerleben kein Großer im Reiche der Poesie, kein Pfadfinder der Wissenschaft, aber in seiner weltfremden Ungebildigkeit ein Original, der legten Einer unter den fahrenden Sängern.



Hoffmann von Fallerleben.

in seinem Leben, das Romantisch-Individualistische seiner ganzen Persönlichkeit wollte sich weder in den Rahmen der höflichen, noch in den der kleinstädtischen Gesellschaft fügen. Hoffmann soll eigenwillig bis zum Bizarren gewesen sein, und so sah er denn von Weimar und folgte einer Einladung des Fürsten von Ratibor und Herrn der altberühmten Abtei Corvey nach Westfalen. In Corvey bei Hörter übernahm er das Amt eines Bibliothekars, in Corvey starb 1860 sein Weib, und die Wirthschaft führte ihm deren Schwester. Hier schrieb der Fahrende sein biographisches Werk „Mein Leben“, hier beschloß er auch am 8. Januar 1874 seine Lebensstage. Hier durfte er unbehindert leben und seinen Wander- und Sondergelüsten fröhnen. Man gewöhnte sich an das Original und ließ ihn in Frieden.

Als man seinerzeit in Deutschland für Freireich eine Ehrengabe sammelte, da lernte ein junger Wuppertthaler, Gotthold Krenenberg, den alten Hoffmann kennen. Krenenberg schildert den Alten etwa so: Die Kleidung ließ ihn nicht als einen Professor erkennen, eher mochte man ihn für einen nicht ganz salonfähigen Künstler halten. Lofe schlang sich ein

verwerthet zu den verschiedensten Zwecken ganz gewaltige Mengen Salz, allein zur Sodafabrikation z. B. jährlich etwa 10 Millionen Zentner. Angesichts solcher Zahlen könnte man fast zu dem Glauben kommen, das Salz, das uns die Natur darbietet, möchte einmal alle werden. Das ist aber keineswegs zu befürchten, denn Salz kommt auf der Erde in ganz ungeheuren Mengen vor. In welchem Verhältniß es sich im Meerwasser gelöst vorfindet, haben wir schon in unserem ersten Kapitel erwähnt. Wenn wir wissen, daß das Meerwasser durchschnittlich 3,5 Prozent Salz enthält, so giebt uns das über die wirklich vorhandene Menge erst eine ungenügende Auskunft. Bei der Mehrzahl unserer Leserinnen dürfte die Vorstellung von der Menge Salz, die das bedeutet, noch um ein Beträchtliches hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Wenn wir uns nämlich die Meere ausgetrocknet denken, so würden etwa hundert Milliarden Zentner Salz den Boden bedecken; das wäre eine Schicht, die gleichmäßig über den ganzen Meeresgrund vertheilt eine Dicke von 55 Meter haben würde!

Selbst wenn wir zur Erlangung des Salzes

## Die Naturwissenschaften in der Küche.

Von B. Merkur.

Nachdem unser erstes Kapitel dem Wichtigsten von Allem für die Küche, dem Wasser, gegolten hat, möchte ich Dich bitten, werthe Leserin, mir heute zuzuhören, wenn ich Dir von dem erzähle, was inbetreff der Unentbehrlichkeit dem Wasser fast gleichzustellen ist:

### Vom Salz.

Nur wenige Speisen kommen auf den Tisch, denen diese Würze fehlt, und demgemäß ist der Verbrauch an Speisesalz ein sehr bedeutender. In Deutschland kommen auf jeden Einwohner etwa 7 Kiloargmm im Jahr. Auch die Technik

allein auf das Meerwasser angewiesen wären, brauchten wir also nichts zu befürchten. Nun aber befinden sich auch auf dem Festlande noch ganz beträchtliche Mengen Salz. In den Pyrenäen, im südlichen Ural, den amerikanischen Anden und anderen Gebirgszügen bildet es ganze Berge; im Inneren der Erde findet man oft ganz kolossale Salzlager, so z. B. bei Staffurt an der preussisch-anhaltischen Grenze, bei Wieliczka in Galizien und anderen Orten. In Arabien und am Kaspiischen See liegen solche Lager offen zu Tage in einer Ausdehnung von Hunderten von Quadratmeilen und stellenweise bis zu 1000 Meter Dicke. Endlich existirt noch viel Salz da, wo wir es als solches nicht ohne Weiteres erkennen, so im Saft der meisten Pflanzen und im Blute der Menschen und Thiere.

Die Gewinnung des Salzes geschieht je nach dem Fundorte in verschiedener Weise. Aus dem Meerwasser gewinnt man es in den sogen. Salzgärten. In warmen Gegenden wird, durch Deiche gegen die Fluth geschützt, eine Reihe von „Beeten“ angelegt, sagen wir Nr. 1 bis 6. Nr. 2 liegt etwas tiefer, als Nr. 1, Nr. 3 tiefer als Nr. 2 usw., so daß das Wasser von 1 in 2, 2 in 3 usw. abgelassen werden kann. Bei Beginn der heißen, trockenen Jahreszeit wird das Wasser durch Schleusen im äußeren Deiche in Bassin 1 eingeleitet. Hier bleibt es einige Tage, bis es sich durch die Sonnenstrahlen erwärmt hat und in folgedessen auch schon etwas verdunstet ist (bei einer Salzlösung, was ja das Meerwasser auch ist, verdunstet immer nur das reine Wasser, während alle gelösten Bestandtheile zurückbleiben). Dann wird das durch die Verdunstung schon etwas stärker gewordene Wasser in Bassin 2 gelassen, hier wieder einige Tage den Strahlen der Sonne ausgesetzt, dadurch wieder etwas stärker geworden, in „Beet“ 3 eingeleitet, und so fort, bis es in Nr. 6 als ziemlich starke Salzlösung ankommt und hier bis zur völligen Verdunstung des Wassers verbleibt. Die dann zurückbleibende Kruste besteht aus Seesalz, das als solches Verwendung findet.

Als Nächstes ist das rohe Seesalz nicht verwendbar; es enthält ziemliche Mengen fremder Salze, namentlich Magnesiumsalze („Bittersalze“), welche einerseits dem Seesalz einen bitteren Geschmack geben, andererseits ein völliges Trocken-

werden verhindern, da die Bittersalze aus der Luft wieder Feuchtigkeit anziehen. Soll Kochsalz aus dem Seesalz gewonnen werden, so muß es mehrmals in Wasser aufgelöst und umkrystallisirt werden; es wird „raffinirt“. Reines Kochsalz ist schwerer löslich, als die dasselbe verunreinigenden Salze; letztere bleiben beim Eindampfen einer Kochsalzlösung also noch aufgelöst, wenn das reine Salz

„Soole“, wird herausgepumpt und mit Hilfe von „Gradirwerken“ weiter verarbeitet. Dies sind zirka 10 Meter hohe und zirka 50 bis 75 Meter lange Gerüste, die mit Dornenreißig angefüllt sind und in großen Bassins stehen. Oben auf die Dornenbündel wird die Soole hinaufgepumpt und tropft dann langsam nach unten durch. Dadurch verdunstet ein beträchtlicher Theil des Wassers, namentlich bei windiger Witterung, andererseits werden alle, die Soole verunreinigenden Bestandtheile zurückgehalten und setzen sich an den Dornenreißern fest, diese im Laufe der Zeit mit einer dicken Kruste überziehend, die ein geschätztes Düngematerial abgibt. Die Soole wird wiederholt auf das Gradirwerk hinaufgepumpt, bis sie durch beständige Verdunstung des Wassers hinreichend stark geworden ist, um alsdann in großen eisernen Pfannen, die von unten geheizt werden, gänzlich abgedampft zu werden. Das in den Pfannen zurückbleibende Salz ist meist ziemlich rein und findet hauptsächlich als Speisesalz Verwendung.

In einigen Bergwerken wird das Salz so rein gefunden, daß es ohne Weiteres als Kochsalz verwendbar ist. Das bekannteste Bergwerk dieser Art ist das zu Wieliczka in Galizien, das wir schon erwähnten. Dieses Salzbergwerk bietet so viel des Merkwürdigen, daß es verlohnt, Näheres darüber zu berichten.

Der Ort Wieliczka liegt in einer Hügelkette, die als Ausläufer der Karpathen anzusehen ist. Das Städtchen hat reichlich 6000 Einwohner, deren größter Theil direkt oder indirekt von dem unter der Erdoberfläche Salzbergwerke lebt. 900 Arbeiter sind mit der bergmännischen Gewinnung des Steinsalzes beschäftigt. Die unterirdischen Gänge erstrecken sich auf ein Gebiet von über 3000



**Edle Reiser.** Nach dem Gemälde von W. Hasemann.  
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

sich schon ausscheidet, oder, um technisch zu sprechen: das reine Salz krystallisirt aus, während die Verunreinigungen in der „Mutterlauge“ bleiben.

Viel Speisesalz wird auch, namentlich in Deutschland, als „Salinensalz“ gewonnen, überall da, wo das in der Erde vorkommende Salz nicht rein genug ist, um ohne Weiteres für die Küche verbraucht werden zu können. Man läßt hier meistens die Bergwerke selbst einfach voll Wasser laufen, wodurch das Salz aus den Gesteinschichten herausgelöst wird. Die so entstandene Lösung, die

20 Kilometer Länge und 1200 Meter Breite. 20 Kilometer Pferdebahn sind in diesen Gängen angelegt und dienen der Beförderung des Salzes zu den Schächten, deren 12 in die Tiefe führen. Wie schon aus der Möglichkeit eines Pferdebahnbetriebes hervorgeht, sind die „Stollen“ des Salzbergwerkes von denen anderer Bergwerke verschieden durch ihre Höhe und Breite. Es kommen noch weitere Unterschiede hinzu, welche die Arbeit im Wieliczkaer Werke wesentlich angenehmer machen, als die in einem Eisenstein- oder Steinkohlenbergwerke; die Trockenheit und Rein-

heit der Luft und die Sauberkeit des ganzen Werkes. Die Trockenheit ist so groß, daß sie von neu eintretenden Arbeitern sogar in recht unangenehmer Weise empfunden wird, scheint indessen auf die Gesundheit nicht schädlich einzuwirken.

An mehreren Stellen erweitern sich die Gänge zu großen Hallen, in denen zu Zeiten allerlei Festlichkeiten abgehalten werden. Einer dieser unterirdischen Festhöle ist 50 Meter lang, 28 Meter breit und 35 Meter hoch! Von der Decke herab hängt, aus reinstem kristallinem Salz ausgehauen, ein prächtiger Kronleuchter herab, der 300 Kerzen trägt. Auch ein Heiligenbild aus Salz ist dort. Deren finden sich noch mehr in der „Kapelle des heiligen Antonius“. In einer Tiefe von über 100 Meter unter der Erde wird hier zuweilen katholischer Gottesdienst abgehalten. Der Altar ist auf's Schönste mit Säulen und Bildern geschmückt, die zum Theil künstlerisch gearbeitet sind. Alles besteht aus reinem Salz, das durch einen schwach grünlichen Schimmer den Bildsäulen ein Aussehen giebt, als wären sie aus großen Edelsteinen gemeißelt.

Die Förderung des Wieliczkaer Werkes beträgt jährlich etwa 600 000 Doppelzentner Salz, was im Verhältnis zu dem Salzverbrauch keine sehr große Menge ist.

Den Werth des Salzes wird jede Hausfrau nach Gebühr zu schätzen wissen. Es giebt nicht viel Speisen, die nicht durch einen Zusatz von Salz schmacher werden, selbst süße Speisen ertragen einen Salzzusatz und werden dadurch wohlgeschmeckender. Indessen ist das Salz für den menschlichen Körper nicht nur ein Gewürz, das die Kost dem Gannnen angenehmer machen soll, es ist ein durchaus unentbehrliches Nahrungsmittel, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Brot und Fleisch. Satt werden kann man nicht vom Salz, größere Mengen auf einmal genossen sind sogar schädlich. Etwa 2 Eßlöffel voll genügen, um eine Bewegung hervorzubringen, mit deren Hilfe unser Magen sich solcher

Dinge, die ihm nicht gefallen, auf schleunigem Wege wieder entledigt: sie bewirken Erbrechen. Man hat deshalb in dem Kochsalz ein vorläufig anzuwendendes Gegenmittel gegen mancherlei Vergiftungen; eine größere Portion Salzwasser ist ein vorzügliches Brechmittel.

Von dem Salz, das wir genießen, wird auch unter normalen Verhältnissen der größte Theil wieder aus dem Körper mit den Stoffwechselprodukten ausgeschieden, der kleinere Theil wird in's Blut aufgenommen oder dient zur Herstellung der zur Verdauung aller Speisen nöthigen Salzsäure des Magens. Würden wir unserem Körper nur so viel Salz zuführen, als hierzu nöthig ist, so würde das doch ungenügend sein; auch das Salz, das wieder ausgeschieden wird, erfüllt seinen Zweck im Körper durch Anregung der Verdauung und Beförderung des Stoffwechsels. In einem Jahre bedarf der Mensch über 10 Prozent seines eigenen Körpergewichtes an Salz. Die Vegetarianer, die jede Fleischkost vermeiden, haben noch einen erhöhteren Bedarf an Salz, da die Pflanzen sehr viel salzärmer sind als Fleisch, das stets Salz enthält, wenn es, roh gegessen, auch sehr „nüchtern“ schmeckt.

Eine Eigenthümlichkeit, die das Kochsalz vor anderen Salzen auszeichnet, ist die, sich in kaltem Wasser ebenso leicht und reichlich aufzulösen wie in heißem; der Unterschied ist so gering, daß er für die Praxis nicht in Betracht kommt (100 Theile kaltes Wasser lösen 36 Theile Salz auf, 100 Theile kochendes Wasser 39 Theile Salz). Wenn also in der Küche einmal eine starke Salzlösung gebraucht werden soll, so kann man sich die Mühe, heißes Wasser zu machen, ersparen.

Starke Salzlösungen wirst Du, verehrte Leserin, gelegentlich nöthig haben zum „Pökeln“ des Fleisches, wodurch demselben eine große Haltbarkeit verliehen wird. Die Fäulnisbakterien sind keine Freunde von gesalzenen Sachen und können ihnen nichts anhaben; sowie sie ungesalzenes Fleisch in kurzer Zeit zu

Grunde richten, gehen sie an gesalzenem Fleisch selbst zu Grunde. Bei langer Einwirkung freilich, wenn immer neue Schaaeren dieser Fäulnisreger sich auf unser „Pökelfleisch“ niederlassen, erweisen sie sich doch als die Stärkeren, wenn nicht eine sehr starke Salzlösung lange Zeit auf das Fleisch eingewirkt hat. Gesalzener Hering ist auch so eine Art Pökelfleisch, dessen Konsum im Inlande unmöglich wäre ohne dies Verfahren der Haltbarmachung durch Ein-salzen.

Auch einige Krankheit erregende Bakterien werden durch Kochsalzlösungen getödtet, weshalb die Anwendung einer solchen bei leichten Erkrankungen des Halses und bei einigen flechtenartigen Ausschlägen gelegentlich Heilung im Gefolge hat.

Wenn auch selten in der Küche, so wird doch in anderen Gebieten der Haushaltung im Winter zuweilen die Nothwendigkeit vorliegen, Eis oder Schnee aufzutauen. Auch hierzu leistet uns Salz gute Dienste. Etwas davon auf Schnee oder Eis gestreut, bringt dieselben in kurzer Zeit zum Schmelzen. Es ist dabei nun das entstehende Schmelzwasser nicht etwa wärmer geworden, sondern im Gegentheil kälter. Salzlösungen gefrieren je nach ihrer Stärke mehr oder weniger bedeutend schwerer als reines Wasser, was auch der Grund dafür ist, daß die See selbst bei ruhigem Wetter lange nicht so früh zufriert, als die Flüsse und die Binnenseen.

Von der mannigfachen Verwendung des Salzes in der Technik haben wir schon gesprochen. Interessiren kann eine Hausfrau vor Allem die Art der Verwendung des Salzes zur Herstellung der in der Küche zum Scheuern und Waschen so viel gebrauchten Soda. Ich will Dir, werthe Leserin, davon aber lieber ein ander Mal erzählen, sonst könnten Deine Gedanken in der Küche sich so viel mit dem Salz beschäftigen, daß Du es gar zu fleißig verwendest und Deinem Manne am Ende gar die Suppe versalze — und das will er nicht haben, er weiß ja, daß Du ihn gut bist.

## — An meinen Tungen. —

Von Ludwig Lassen.

Tunge seh' Dich auf mein Knie!  
Laß den Spielkram sein, den alten!  
Ist es niemals doch zu früh,  
Sich die Zukunft zu entfalten!  
„Sag', was möchtest Du mal werden?“  
„Droschkenfutscher mit zwei Pferden!“  
„Das ist nichts!“ — „Konditor! — Bäcker!“  
„Ja, das glaub' ich, kleiner Lecker!“ —

„Mutter, Mutter! Unser Kind  
Ist zu dumm; man sollt's kaum meinen!“  
(Wisch' das Näschen ihm geschwind!)  
„Junge, wirst doch nicht gleich weinen?  
Denk' mal nach! — Ist's denn so schwer?  
Kennst Du wirklich garnichts mehr?“  
„Ja . . . im Zirkus! — Weißt doch schon! . . .  
Wie der Onkel Monsieur Clown!“

Junge schau mir in's Gesicht!  
(Kind, was hast Du schöne Augen!)  
Höre, was Dein Vater spricht:  
„Alles Das will garnichts taugen!  
Was Du wirst, ist einerlei!  
Heimathlos und vogelfrei  
Zieh' dahin von Land zu Land,  
Mach' mit Allem Dich bekannt! —

Schweife durch die weite Welt! Höre nicht die Leute an!  
Schönes giebt's so viel auf Erden! Werd' ein ganzer, rechter Mann,  
Trachte nicht nach Gut und Geld, Kampferprobt und fest und stark,  
Wirst dadurch nie glücklich werden! Voller Kraft und Lebensmark!“ —

## — Klein-Proben. —

Von Hugo Werlich.

Es war an einem Sommerabende dort draußen in einer der langen, schmalen Straßen im Norden von Berlin, da saß Frau Mathilde Untermann in ihrer Wohnung am geöffneten Fenster und musterte mit zufriedener Miene noch einmal das behaglich ausgestattete Zimmer, das der Gäste harrte.

Es war noch tageshell, drüben in den Fenstern des Vorderhauses spiegelte sich die Abendsonne in glitzernden Reflexen, und unten vom Hofe herauf drang der Lärm und das Geschrei von spielenden Kindern.

Dort inmitten des Zimmers stand eine lange, weiß gedeckte Tafel mit Schüsseln, Brotkörbchen, Tellern und allerlei Speisegeräthen — Stühle darum in schönster Ordnung. Im Hintergrunde ein rothes Plüschsofa mit zwei gleichfarbigen Sesseln davor —

eine große braune Regulatoruhr darüber an der Wand hängend. An der Seite ein prächtiges Cylinderbureau mit Photographien darauf, gegenüber eine Ruffbaumkommode mit gestickten Decken belegt und zierlichen Nippes besetzt. Ein großer Wandspiegel im geschweiften Rahmen hing darüber — ein grell geblümter Teppich bedeckte den Fußboden.

Die Hausfrau war etwa fünfzigjährig, ihr Gesicht voll und ausdruckslos, die Figur mittelgroß und rundlich. In ihrer mit buntem Putz überladenen Kleidung machte sie einen nicht weniger als sympathischen Eindruck.

Da verließ die Uhr mit dumpfen Schlägen die siebente Abendstunde — bald konnten Gäste kommen — es läutete draußen — ah! Sie erhob

sich und warf noch rasch einen Blick in den Spiegel. — Jetzt wurde die Thür geöffnet. Eine alte Frau — etwa sechzigjährig — trat herein, im einfachen schwarzen Kleide, das schon oft getragen schien, das weiße Haar in der Mitte glatt geschneitelt. Schnucklos und einfach sah sie aus — recht wie eine Frau aus dem Volke, die ihr bestes Kleid aus dem Schranke geholt hat, um in eine Gesellschaft von ihresgleichen zu gehen.

„In'n Abend, Frau Untermann,“ sprach sie freundlich, dieser die Hand entgegenstreckend.

„In'n Abend, Frau Appert,“ erwiderte die Hausfrau ein wenig herablassend.

„Ach Töttekin — nee!“ rief die Greisin mit ungezwungener Natürlichkeit, „wie Sie aber aussehen — nee herrjeh! Wie eene Färschtin — ellojant!“

„Wahrhaft'gen Gott, Frau Untermann, Ihnen sieht man Ihre fufzig Jahre noch nicht an, weesh Gott!“

„Aber legen Sie sich doch, Frau Apperten.“

„Und wat hier alles uf de Tafel steht,“ fuhr die Alte fort, sich niederlassend. „De ganzen Schüsseln voll von Würst und Schinken — det is jewiß alleene vor zwee Thaler Fleisch!“

„Na — Gott sei Dank, wir haben's ja dazu.“

„Ja, Gott sei Dank — ich jönn't Ihnen. Ich bin ja nu schon 'n olles Nuttakin, det nich mehr richtig weiter kann. Nee, nee — wenn ich mir det so recht bedenke, wo ich doch kaum zehn Jahre älter bin wie Sie, und Sie sind wie 'n feine Frau, die beinahe noch mal heirathen könnte — ja wahrhaft'gen Gott!“

„Ach,“ machte die Andere geschmeichelt.

„Ja, ja! Und früher, wissen Sie noch, wo wir Beide noch zusammen in de Fabrike gearbeitet haben als junge Mädchen — ach je, wie lange is det woll schon her — wat is in die Zeit nich schon Allens passiert!“

„In die ganze Zeit — wat?“ sagte die Andere, um auch gesprächiger werdend, „wat hat mein Otto mir da nich schon alles vor Freude gemacht! Ja — ja — mis jeh't's ganz jut!“

„Det sieht man ooch, Frau Untermann. Ihr Otto hat ja wille Klid jehabt. Wer so 'nen Sohn hat — ja! Er is woll nu bald an de Dreißig, Ihr Otto?“

„Uff nächsten November wird er neunundzwanzig,“ erklärte die Mutter, „und er is jetzt schon Oberexpedient in de Fabrik. Von de Piese an hat er jedient, und als Looffunge is er eingetreten und nu hat er schon hundert Thaler Gehalt monatlich.“

„Gott — hundert Thaler,“ rief die Alte, erstaunt die Hände über dem Kopf zusammenschlagend.

„Ja — na, wir leben ja ooch danach. Und wir wollen noch anderen Leuten zeigen, det wir wat sind und det wir wat haben. Man muß sich eben 'n Bisten zeigen, sehn Sie mal; man muß jut leben, Frau Apperten — — wenn man's eben kann,“ fügte sie mit Betonung hinzu.

„Ja — ja.“

„Und wir jehn ooch in 'n Zirkus und uff 'n Ball — wo's det schwerste Geld kosten thut, da jehn wir hin — det seh'nirt uns allens nich!“

„Ja.“

„Man kommt doch da ooch mit feine Leute in Berührung,“ bemerkte sie würdevoll und mit Nachdruck.

„Ich bin in mein junges Leben in keenen Zirkus nich gewesen,“ erklärte die Alte.

„Ja — sehn Sie. Und in de Zemälbeausstellung jehn wa ooch — man muß sich doch for de Kunst interessieren.“

„Ja,“ meinte die Greisin nachdenklich — — „wenn's Kleenzeld nich alle wird dabei.“

„Ach — nun bei uns so leichte nicht,“ entgegnete Jene. Sie warf mit sichtlich Genugthuung einen Blick auf die vollbesetzte Tafel. „Se sehn ja, satt zu essen ham wa ja noch.“

„Ja — ja,“ stimmte die alte Frau kleinlaut bei.

„Denn det soll Keener von uns sagen können, det er sich bei Untermanns nich satt jeessen hat,“ fuhr sie eifrig fort. „Hier siebt's Fleisch und Brot und ooch zu trinken, soviel wie Jeder haben will!“

Die alte Frau sah jetzt ganz verschüchtert da, und auch die Dame des Hauses schwieg einen Augenblick still im Vollgefühl ihres Triumphes.

„Kommt denn Ihr Otto immer spät aus de Fabrike?“ fragte die Alte dann, um überhaupt etwas zu sagen.

„Um Achte kommt er immer,“ erläuterte die Andere. „Aber wo wir heute unseren Empfangsabend haben, da wird er woll früher kommen. Dann fährt er eben mal mit der Droschke zahause — erster Klasse natürlich, er kann sich's ja leisten.“

Wieder trat eine Pause ein.

„Ja — ja,“ machte die Alte gehednt. „Na — aber — aber heirathen thut er woll nich?“

„Nee! Bons Heirathen will er nichts wissen. Wissen Sie, wat der sacht? Heirathen verdirbt den

Charakter und ruinirt die Moral — det sacht der — denken Sie mal!“

„Herrje!“

„Nicht wahr?“

Da ertönte abermals ein lautes Schellen.

Ein wohlbeleibter Fleischermeister in eleganter dunkler Kleidung trat mit seiner Gattin ein.

Beide sahen sehr wohlhabend aus.

„'n Abend, — 'n Abend, scholl es hin und her.“

„Ach — da is ja ooch Frau Apperten,“ fuhr das männliche Exemplar fort, „ich hatte Ihnen ja jarnich erkannt, Frau Apperten, es is schon so duster hier — —“

Frau Untermann hatte inzwischen mit der Dame eine Unterhaltung über die beiderseitigen Toiletten gepflogen, und sie gewann die Ueberzeugung, daß sie noch mehr aufgedonnert sei, als die Andere. Bei jenen letzten Worten jedoch fuhr sie wie der Blitz herum.

„Ja, 't is zu duster hier, Herr Becker,“ sagte sie geziert, und dann ging sie eifertig zur Thür und rief dem Mädchen zu: „Minna, steck doch mal de Lampen an.“

„Na — wie jeh't's Ihnen denn, Mutter Apperten?“ erkundigte sich inzwischen Frau Becker. „Is denn Ihr Oller immer noch krank?“

„Ach ja — ja,“ erwiderte die Greisin seufzend, „und det kost 'ne Masse Geld, wille Geld.“

„Ja, Geld kost' so 'ne Sache immer,“ stimmte die Fleischerfrau bei, „ich weesh — ich weesh. Wat hat det nich jekost, wie mein Karl krank war im vorichten Jahr!“

„Ja, ja!“

„Na — er is denn natürlich ooch nach Nizza jejangen als Rekonvalzente!“

„Wie heeßt die Stadt, Frau Becker?“ fragte die Alte, die in ihrem Leben niemals etwas von Nizza gehört hatte.

„Nizza,“ erklärte sie selbstbewußt. „Du — det war doch ooch Nizza, wo Du's vorichte Jahr warst, Karle?“ wendete sie sich mit auffallender Bewegung an ihren Gatten.

„Woll, Zusie!“

„Ja,“ fuhr sie dann fort, „er hätte ja ooch wo anders hinjehen können, wo's billiger is. Aber mein Mann sacht: Nee! Nizza is det Theuerste und det Theuerste muß det Beste sind! Also jeh ich nach Nizza. Na ja — und wo wir det können — warum denn nicht?“

„Mein Otto is ooch vorichten Sommer in Häringsdorf gewesen,“ erklärte nun Frau Untermann.

„Nach Häringsdorf jehn wir alle Jahre,“ lautete der Gegentrumpf.

„Und im Harz waren wa ooch schon.“

„Wir haben fogar uff'n Brocken Veierkasten gespielt — wat, Karle?“

„Woll, Zusie!“

Frau Untermann sann einen Augenblick nach. „Dieses Mal ziehn wir bloß uff Sommerwohnung nach Friedenau.“

„Wir lassen uns 'ne Villa in Lichterfelde bauen.“

Frau Untermann schwieg — das konnte ihr Otto nicht!

Die Greisin sah inzwischen mit offenem Munde da — sie waren zeitlebens niemals im Harz oder in Häringsdorf gewesen; in Friedenau hatten sie einmal Kaffee getrunken, und Lichterfelde kannte sie nur vom Hörensagen.

„Wohin werden Sie denn uff Sommerwohnung ziehen, Frau Apperten?“ fragte die Fleischerfrau jetzt taktvoll.

Jene sah sie nur mit gutmüthigem Lächeln an und schüttelte den Kopf.

„Schadet nicht, Nuttakin,“ erwiderte der Ehegatte, den der wehmüthige Gesichtsausdruck der Alten gerührt hatte.

Das Hausmädchen brachte inzwischen Licht.

„Drei Lampen und 'ne Aupel,“ rief die Alte erstaunt, „ach nee — so viel Licht brauchen wa doch jarnich!“

„I — natürlich,“ erklärte die liebenswürdige Wirthin.

„Ja, denken Sie doch mal, Frau Untermann,“ prahlte jetzt die Nivalin, „wir haben uns 'n Salon

einrichten lassen, mit 'n Kronleuchter und elektrisches Licht.“

Der dicke Ehegatte hatte inzwischen ganz unbefangen zu soupiren begonnen. Er brauchte doch nicht zu warten — weshalb? Er durfte sich das doch erlauben. Auch die Gattin schickte sich an, seinem Beispiele zu folgen: „Bitte — bitte, Frau Becker, langen Sie doch zu,“ rief die Gastgeberin, „es langt ja doch! Natürlich — wir können doch nachher noch einmal essen, wenn die Andern kommen.“

Alle griffen jetzt zu. Frau Appert nahm bescheiden ein Stückchen Brot, bestrich es mit Butter und legte zwei dünne Scheibchen Würst darauf.

„Aber, Frau Appert, ich bitte Ihnen,“ fuhr die Wirthin auf. „Wie können Sie mir doch so 'ne Schande machen? Nee! Legen Sie mal hin die Stulle, legen Sie mal hin, Frau Apperten.“

Und als die alte Frau ihr den Willen that, griff sie mit der silbernen Gabel in die große Schüssel und packte jener eine unheimlich große Portion Schinken auf das Brot.

„So wird bei uns jeessen, Frau Apperten,“ sagte sie dann mit einem triumphirenden Blick auf das mit vollen Baden kauende Fleischer-Paar. Dann neigte sie sich ganz nahe zu der Alten hinüber und flüsterte ihr in das Ohr: „Die müssen ooch mächtig ausjehungert sind!“

Die Greisin nickte aus Gefälligkeit mit dem Kopfe. —

Da erschien Otto Untermann — eine ganz eigenartige Figur. Auf einem kurzen Nacken saß ein plumper, dicker Kopf; das Gesicht, von einem fuchsrothen, struppigen Bart umrahmt, sah überaus blöde aus, denn er schielte stark mit einem Auge. Die Deine waren in Form eines „O“ nach außen gebogen, so daß beim Laufen der rundliche Oberkörper immer hin und her schwankte, wie ein Schiffchen, das der Wind bewegt.

Sein Auftreten war ungeschlacht, aber aus seinen Worten sprach bisweilen eine natürliche Gutmüthigkeit.

Er begrüßte die Anwesenden durch Handschlag und nahm dann ohne Weiteres an der Tafel Platz.

Jetzt füllte er sein Glas und stieß mit den Andern an.

„Kommt denn der Herr Buchhalter heute zu uns?“ erkundigte sich dann die Mutter.

„Nee — der hat Magenkatarrh, der kann nich essen, darum kommt er nich!“ erklärte Otto, ein paar Delfardinen verschlingend.

„Na,“ — bemerkte die alte Frau bescheiden, „man kommt doch ooch nich bloß zum Essen, man will sich doch 'n Bisten unterhalten und amüsiren.“

„Quatsch,“ entgegnete der Fleischer mit Bestimmtheit, „Essen is de Hauptfache.“

„Woll is 't det,“ stimmte Otto bei.

„Und unterhalten und so, det is bloß wat for Leute, die nich satt zu essen haben.“

„Ach nee,“ erwiderte die Ehehälfte, „Unterhaltung muß ooch sind, Karle. Man hat doch ooch 'n Bisten Bildung wech — die muß man zeigen.“

„Da ha'm Sie recht, Frau Becker,“ pflichtete die Hausfrau bei. „Dafür geh ich manchmal ooch jerne in's Theater.“

„Ich will Euch mal wat sagen,“ sprach Karl jetzt großmüthig, noch krampfhaft an einem großen Bissen würgend. „Die Bildung und 's Theater und alles so 'ne Sachen, det is ganz gut for Leute, die det nöthig haben — aber for unsereenen nich! Wer Geld hat, der braucht keene Bildung. Geld is Bildung! Det is de höchste Bildung von der Welt. Wer Geld hat, is 'n heller Kopf, wer Geld hat, is 'n jeschetter Kerl, wer Geld hat, der is mein Freund — aber, wer keens hat, der kann mir jestohlen bleiben, und wenn er mehr Bildung hat, als wie in hundert Bücher steht!“

„Det stimmt, Karle,“ äußerte sich Otto.

„Und wat so immer jeredet wird von de großen Zeister und von de Helden von's Esprit, det is jeborener Mumpig, seht Ihr woll. De ganzen Zeister von de ganzen Welt und Schiller und Joethe und wie se alle heeßen — die sind mir keene Hammelkeule werth. Die Zeister mit det große Portemonnaie — ja, seht Ihr woll — die liebe ich! Da ist doch wat Reelles dran. Aber die ganze

andere Farenmacherei — die is nich eenen Sechser werth.“

„Na, det kannste mi nich sagen,“ erwiderte Otto, den es drängte, auch einmal zu widersprechen, „Sieh mal, Karle, — von's Theater will ich ja nich reden, da halt' ich ooch nicht von. Aber siehste, so im Zirkus, da is doch noch wat los!“

„Na,“ sagte Karle mit einer zweifelnden Handbewegung.

„Ja, Karle,“ fuhr Otto eifrig fort, „det nenne ich 'ne Kunst, wenn ene mit 'n Jaul durch 'n brennenden Reifen faust, det man denken muß, se verbrennt sich gleich de Hühneroogen. Ober 'n feines Ballet — —“

„Na ja,“ meinte Karle nun gleichfalls, „det kann man ja ooch noch als 'ne Kunst jekten lassen. Aber weechste, Otto, id bin eenmal in so'n richtiges Theater jewesen — eenmal und nich wieder! Da wurde so'n Stück jespelt — id weech viel, wie det heest — da sing det nun immerzu so: „Ich liebe Dir, Julie“ und „Da singt de Lerche, wenn's nich de Nachtigall is“ — und allens so'n stots! Na — id frage Dir, Otto: wat jehst's mir an, wenn er de Julie liebt, und wenn de Lerchen singen? Ich hab se ruhig singen lassen und bin zahause jezungen zu meine Frau und hab 'n Eisbeen jesseffen und 'ne große Weiße jetrunkfen.“

Die drei Frauen unterhielten sich inzwischen untereinander. — Allmählig erschienen auch noch mehrere Gäste, und die Gesellschaft wuchs schließlich auf sechs Personen an. Karle und Otto sahen noch immer unermüdetlich speisend am Tische und tauschten ihre Betrachtungen über die Gäste aus.

„Otto,“ fragte der andere soeben, „wat is denn det for'n magerer Kerl, der da immerzu mit de olle Apperten spricht? Der Kerl sieht ja mächtig verhungert aus.“

„Du!“ erwiderte Otto wichtig, „det is 'n Doktor, 'n feiner Mann, der hat velle Geld — meine Mutter hat ihn einjladen.“

„Det kann nich sind, det der Geld hat,“ erklärte Karle mit Bestimmtheit, „sieh mal blos, wat der Kerl forn freundsliches Gesicht macht, wenn er mit die Olle reedet. Sieh mal — da reicht er ihr 'n Teller riiber, wie 'n Kaballier!“

„Det is eben 'n jebildeter Mann,“ entgegnete Otto stolz.

„Denn hat der 'ne falsche Bildung jenoosen,“ fuhr Jener unbeirrt fort. „'n Mann, der Geld hat, der bemüht sich nich so sehr um so 'ne olle Frau, bei der keene Maus wat zu knappern findet, und thut nich so, als wenn se 'ne Fürstin wäre.“

„Na — er is eben höflich,“ entschuldigte Otto das unverantwortliche Betragen des Fremden.

„Na also, wenn er höflich is, denn is die Sache klar: denn hat der Kerl keene Feld,“ entschied Karle. —

„Du, Otto — soll ich den mal anulken?“ erkundigte er sich nach einer Weile.

Der Doktor hatte sich jedoch inzwischen schon erhoben und verabschiedete sich.

„Se woll'n schon jehn, Herr Doktor?“ fragte Otto, als Jener ihm die Hand reichete. „Sie haben doch blos een Käsebröddchen jesseffen!“

Der Doktor ging schon. An der Thüre begegnete ihm das Hausmädchen, dem er verstohlen ein Trinkgeld in die Hand drückte. Karle hatte jede seiner Bewegungen beobachtet.

„Du, Otto!“ rief er plötzlich laut, sobald die ganze Gesellschaft es hörte, „sieh doch mal, wie heimlich der dem Mädchen det Trinkgeld jiebt. Wahrscheinlich hat er blos noch fünf Troschen, det er sich scheut. 'n anständiger Mann, der stellt sich doch nich, so' dabei an! Der jiebt's ihr frei und offen: hier, Minna, hast'n Thaler!“

„Sie, der hat Geld,“ rief Frau Untermann zu ihm herüber.

„Denn is 't desto schlimmer,“ schrieb der Klein-Proy entrüstet, „denn versteht er eben nich, det mit de richtige Manier ausjeben!“ — —

## Feuilleton.

**Edle Reiser.** Der Maler B. Hasemann hat in dem Bilde, das dem Holzschnitt in dieser Nummer zur Vorlage gedient hat, einen schlichten Vorgang dargestellt, der in jedem Frühling unzählige Male zu beobachten ist. Früher wäre das Motiv des Pfropfens nur dem Zeichner zu einer Illustration gut genug gewesen. Hätte der Maler sein Augenmerk nur darauf richten wollen, den Vorgang darzustellen, so wäre ein großes Bild in der That eine Arbeitsverschwendung; denn was es an gegenständlichem Interesse bietet, wäre sehr wohl in einer kleinen Zeichnung zu sagen gewesen. Was den Maler reizte, war aber das Spiel des Sonnenlichts und der Luft. Darin gerade haben die heutigen Maler so Großes geleistet. Nie zuvor hat man in der Malerei mit einer gleichen Schärfe das „Freilicht“, den Eindruck, den die freie Natur auf uns macht, wiedergeben können. In den Kreis dieser Bestrebungen ordnet sich das Bild Hasemann's ein. Der Maler hat die beiden Personen absichtlich so hoch gestellt, daß ihre Gestalten in die Luft hineinragen, ganz und gar von der Luft umflossen sind. Freilich wird ein Holzschnitt nie einen genügenden Ersatz des Bildes geben können. Ganz abgesehen von dem Fehlen der Farbe, wird es nie möglich sein, beim Holzschnitt die Uebergänge so fein herauszuarbeiten und die ganze Feinheit und Weichheit des Luftspiels mit hinüber zu nehmen, wie es dem Maler mit den zahllosen Farbtönen seiner Palette gelingt. Und doch bietet auch der Holzschnitt etwas von dem Eindruck, den das Bild macht. Es ist Frühling. Die höher steigende Sonne zieht die Winterfeuchtigkeit aus der Erde. Dichte Dünste quellen empor. Die wie Mehlstaub legt sich die Luft um die Dinge und giebt ihnen allen einen freudigen Ton. Das schräg einfallende Sonnenlicht streicht darüber hin, erhellt aber in dieser schwerelichten Luft einen scharfen, fast stehenden Glanz.

**Wie Kinder spielen.** Ein zweifensstriges Zimmer mit Parfausicht. Von der Decke herab eine Kugel, schneideisener Arbeit mit Kupfer. Ueber den Fußboden ein gelbbrauner Kokosteppeich. An den Wänden ein eleganter, massiver Eichenstuhl, zwei Kinderbetsstellen mit lackirten Drahtgestell und blanken Messingknöpfen. In der Mitte ein Tisch, dahinter ein sophastisches Polster. Auf kleinen Korbstühlen am Fenster sitzen zwei Kinder. Ein Knabe, etwa fünf Jahre alt, in dunkelblauer Mousenanzug, blättert gelangweilt in einem unzerreißbaren Bilderbuche. Das kleine, vierjährige Mädchen, ein niedlicher Krauskopf, hält nachlässig in der rechten Hand die Puppe. Dann steht der Knabe auf, knippt das Bilderbuch zusammen und starrt durch's Fenster. Auch das kleine Mädchen ist aufgestanden. Lautlos schleicht es auf den Behen nach dem Tische, wo die Puppe, über den neuesten Roman gebeugt, liegt, und betitelt um ein Stückchen Chokolade. Dann geht sie wieder zurück und starrt gleichfalls durch's Fenster. . . Und später? Der Knabe wird vielleicht ein „schneidiger“ Kavallerieutenant, oder ein Börseinspekulant, oder auch ein Gelehrter. Und das Mädchen? Nun, sie besucht die Välle und Concerte, bis sie den erschuten reichen Mann gefangen hat! Heute sind sie Beide ja noch klein und spielen nur, wie die Kinder der oberen Zehntausend spielen! — Ein einstriges Zimmer mit der Aussicht nach dem Hofe. An den Wänden zwei Kinderbetsstellen aus Kiefernholz und

ein alter Schrank, ein Erbsäck vom Großvater. Auf der Erde allerlei Gerümpel, Spielzeug usw. Ein kleines, vierjähriges Mädchen sitzt in einer Ecke und weint. Der Bruder, ein hagerer, rothhaariger Burche von fünf Jahren, hat ihr die neue Puppenstube zerbrochen, weil er durchaus einen Pferdestall daraus machen will. Nun hat er die Hände in die Hosentaschen gesteckt und lacht. Da das Schwesterchen nicht aufhört zu weinen, beginnt der kleine Repräsentant des stärkeren Geschlechts zu schimpfen. Er gebraucht rohe Ausdrücke, wie er sie von seinem Vater gehört hat, wenn derselbe früh Morgens in heiterer Stimmung nach Hause kommt. Er weiß, daß Mama einen höflichen Respekt vor Papa hat. Sie weint immer. Er muß sich deshalb schon bei Zeiten üben! . . . Und später? Aus dem Jungen wird wahrscheinlich ein „Flotter“ Student, ein Sportsman oder auch ein Taugenichts. Und das Mädchen? Eines von jenen armen Geschöpfen, die den Tag über Klavierstunden geben, oder als Buchhalterinnen oder Lehrkräften ein armseliges Dasein fristen. Wenn es hoch kommt, heirathet sie auch vielleicht und wird eine würdige Mutter mit einem halbesbrutalen Herrn Gemahl! . . . Heute sind ja Beide noch klein und spielen noch, wie die Kinder des breiten Mittelstandes spielen! — Eine feuchte, dumpfe Kellerpeluke. Ein vergittertes Kellerefenster, durch das niemals ein Sonnenstrahl fällt. Kahle Wände. Nur ein wackliger Tisch, zwei invalide Stühle, ein wurmfressiges Sopha und zwei eiserne Bettstellen. Vor dem Fenster sitzt ein kleines, fünfjähriges Mädchen. Sie ist blaß und mager und hat rothe, entzündete Augen. Sie strickt. Es sind dicke, wollene Strümpfe für fremde Leute. Der sechs-jährige Knabe zieht sich die gestickte Jacke an und setzt die Näge auf. Er geht Zeitungen austragen. Beide Kinder sprechen kein Wort. Es ist ganz still in dem Kellerloch. Nur die Stricknadeln rasseln, und manchmal hört man den schlurfenden Schritt der Passanten über dem Fenster. . . Und später? Der Knabe wird ein Arbeiter, einer von jenen Gefnedeten und Entrechteten, wie es Tausende draußen in der Welt giebt. Vielleicht wird er sich seines Glends bewußt und sucht seine und die Lage seiner Brüder zu bessern; vielleicht auch nicht! . . . Und das Mädchen? Sie wird gleichfalls Arbeiterin in irgend einer Fabrik. Da sitzt sie dann mit krummen Rücken Jahr aus, Jahr ein, bis sie die Schwindsucht bekommt! Wen geht das auch etwas an? Es sind ja heute nur zwei Kinder! Freilich Kinder der arbeitenden Klasse! — Proletarierbrut! — —

**Das Lichtjahr.** Wie weit mag wohl der Himmel sein? beginnt ein Gedicht, das ich in der Schule lernen mußte; zum Schluß wird die Antwort ertheilt: „Du brauchst Dich nicht zu sehr zu eilen, es sind nur hunderttausend Meilen.“ Diese Größe drückt für das kindliche Gemüth die ungeheuerste Entfernung aus, die es zu denken und auszupredchen vermag. Wie klein aber erscheint sie gegenüber den wirklichen Entfernungen im unermeßlichen Weltensraum. Unser Nachbargestirn, der Mond, hat einen Abstand von nur fünfzigtausend Meilen von uns; wenden wir uns aber zur strahlenden Sonne, so kommen wir bereits in die Millionen; sie ist 20 Millionen Meilen von uns entfernt. In die Hunderte von Millionen von Meilen geht es, wenn wir die übrigen Planeten betrachten,

die die Sonne umkreisen. Gehen wir nun gar aus unserem Sonnensystem heraus und betrachten den Fixsternhimmel, so wachsen die Entfernungen schier in's Unermeßliche. Auf der Erde benutzen wir das Meter, bei größeren Entfernungen das Kilometer als Maß; bei sehr großen Distanzen fassen wir 7 1/2 Kilometer zu einer Meile zusammen, von denen 540 den ganzen Umfang der Erde umspannen. Im Sonnensystem kommen wir mit den Entfernungen in die Millionen von Meilen und für die noch unermeßlich weiteren Fixsterne nimmt man nun die Entfernung der Sonne als den Maßstab, mit welchem man mißt. Der uns am nächsten befindliche Fixstern, ein Stern des südlichen Himmels, ist fast eine Viertelmillion Sonnenweiten von uns entfernt.

Trotz der ungeheuren Mafleinheit, der Sonnenweite, haben wir auch hier wieder in die Hunderttausende und Millionen gehende Zahlen. Um also eine noch größere Einheit und damit kleinere Zahlen zu bekommen, hat man die ungeheure Strecke, die das Licht in einem Jahre durchläuft, als Einheit genommen und bezeichnet sie als Lichtjahr. Das Licht breitet sich in einer Sekunde 40000 Meilen weit aus; um von der Sonne zu uns zu gelangen, bedarf es 8 1/2 Minuten; in einem Jahre würde es 62 Millionen Sonnenweiten durchlaufen, und diese Strecke nennt man also ein Lichtjahr. In dieser Einheit gemessen ist der nächst gelegene Fixstern 3 1/2 Lichtjahre von uns entfernt; der hellste an unserem Himmel sichtbare Fixstern, der funkelnde Sirius oder Hundstern, hat eine Entfernung von 17 Lichtjahren, und bei weiteren Sternen kommt man wieder in die Tausende von Jahren.

Uebrigens muß man nicht denken, daß man mit der Größe der Einheit und der Kleinheit der Entfernungszahl für die Anschauung etwas gewonnen hat; 3 1/2 Lichtjahre sind in derselben Weise unvorstellbar, wie Millionen und Billionen von Meilen. Ob die Einheit klein und anschaulich und die Anzahl sehr groß, oder ob schon die Einheit in's Ungeheure gewachsen ist und die Anzahl dann klein wird, bleibt für unser Anschauungsvermögen dasselbe. Wir können diese Entfernungen wohl noch rechnerisch bewältigen und durch Zahlen ausdrücken, sie uns räumlich vorzustellen, sind wir jedoch nicht mehr im Stande. Für die Rechnung hat die Einführung des Lichtjahres den Vorzug, daß es bequemer ist, mit kleineren Zahlen zu operiren; außerdem erinnert uns das Wort an die Thatsache, daß wir die Gestirne nicht in ihrem gegenwärtigen Zustande erblicken, sondern in einem früheren, der auf ihnen herrichte, als sie das Licht aussandten, das jetzt zu uns kommt. Auch dieser schnellste Bote, den wir kennen, braucht eben doch Zeit, um den Raum zu durchheilen.

Ich habe immer gefunden, daß die sogenannten schlechten Leute gewinnen, wenn man sie genauer kennen lernt, und die guten verlieren.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Denthstraße 2, zu richten.